

## Socialistische Theorien des Alterthums.

ff. Es scheint, als habe die Menschheit ganz wie das Individuum ihre Wachstübe zu bestehen. Unsere Generation muß in neue Verhältnisse hineinwachsen, welche durch gewaltige Veränderungen des wirthschaftlichen Lebens, durch die Fabriken und durch die Vereinfachungen des Verkehrs entstanden sind, und daß dieser Vorgang nicht ohne Gliederschmerzen verlaufen werde, haben kluge Köpfe längst vorausgesagt.

Jedoch Hand in Hand damit gehen geistige Umwälzungen, welche man so gerne als nothwendige oder doch bedingte Begleitererscheinungen jener wirthschaftlichen Revolutionen auffaßt. Es soll nicht bestritten werden, daß Beziehungen dieser Art vorhanden sind, aber die Fäden gehen nicht nur herüber, sondern auch hinüber. Mag immer die Stärke der geistigen Stürme durch diesen und jenen äußeren Umstand gesteigert werden, so haben sie doch sicher ihre eigenen Ursachen und ihre eigenen Formen, welche den gedachten Einflüssen wenig verdanken.

Das lehrt die Geschichte des menschlichen Geistes, welche gewisse Arten der Gedanken immer wieder an die Oberfläche geworfen zeigt, trotz aller sonstigen Verschiedenheiten, und gerade für die socialen Theorien läßt sich dies durch einen Blick in das sogenannte klassische Alterthum treffend nachweisen. Man kann dort nicht von Maschinen, verbesserter Technik und ähnlichen schönen Dingen reden, und der Kapitalismus jener Tage unterscheidet sich denn doch wesentlich in bedeutenden Stücken von dem Kapitalismus der Neuzeit.

Wenn in Folgendem versucht wird, die antiken socialen Theorien kurz und faßlich ihrem Hauptinhalt nach darzustellen,<sup>1)</sup> so darf sich derjenige, welcher das Alterthum genau kennt, außer etwa in Einzelheiten, welche sich bei der selbstständigen Durchforschung der geschichtlichen Akten herausstellen, nichts Neues erwarten, aber der größere Kreis der Leser wird doch manches finden, was ihm unbekannt war.

Die Entwicklung der socialen Verhältnisse war vor dem Auftreten der socialistischen Theorien, um es mit wenigen Worten zu sagen, folgende:

An der Wiege des griechischen Volkes stand nicht, wie französische Forscher (Violet, Labeleye) glauben machen wollten, der Kommunismus in Betreff des Grundbesitzes, sondern der Besitz war, entsprechend der gentilschen Verfassung, — das haben P. Guiraud<sup>2)</sup> und R. Böhlmann unabhängig von einander gefunden — ursprünglich den Familien oder Sippen zu eigen, d. h. im Grunde genommen Privatbesitz. Die Bevölkerungszunahme und der Fortschritt der Cultur, Vermögenstheilungen und Arbeitstheilung, menschliche Leidenschaften und geistige Verschiedenheiten trugen ihr Theil dazu bei, daß Klaffengegenstände, Feindseligkeit von Reich-

<sup>1)</sup> Auf Grund der Werke von Zeller (Die Philosophie der Griechen), Böhlmann, Geschichte d. antiken Kommunismus und Socialismus, München 1893, Fr. Susemihl, Anmerkung zur Politik des Aristoteles, R. Kautsky, Die Vorläufer des neueren Socialismus, Stuttgart 1894, Geschichte des Socialismus in Einzeldarstellungen, I. Bd.

<sup>2)</sup> La propriété foncière en Grèce jusqu'à la conquête Romaine. Paris 1893. Gelehrte Preisschrift. S. auch die Anzeige von Thumser in der Berliner philolog. Wochenschrift 1895 S. 80.

thum und Armuth, auch unter den Angehörigen desselben Stammes sich ausbilden.

Bereits Solon hatte mit großen Mißständen in dieser Beziehung zu kämpfen. Es wird von einer allgemeinen Schuldenherabsetzung oder gar von einem vollständigen Schuldenerlaß (Seisachtheia) und von einer Einschränkung der Latifundien durch den großen Gesetzgeber Athens berichtet. Das sociale Band, welches in den alten Geschlechtsgenossenschaften wenigstens gruppenweise die Glieder des Staates enger aneinander schloß, wurde durch Solon gelockert, der zugleich an Stelle des Geburtsadels einen Geldadel setzte, indem er die Bevölkerung nach dem Vermögen abstufte, aber auch entsprechend belastete. Weiter noch ging in der Zerstörung der alten Geschlechtsverbände Kleisthenes. So war den Individuen freie Bahn geschaffen, und die Concentration von Kapital und Grundbesitz, begünstigt durch die ausgedehnte Sklavenwirthschaft, mußte zur Verschärfung der Gegensätze führen.

Nähere Fühlung des Einzelnen mit dem Ganzen wurde noch aufrecht erhalten durch die sogen. Leiturgien. Es ist dies eine Art Steuer, welche die Reichen neben der Ertragssteuer traf. Gewisse Staatsbedürfnisse und Staatsausgaben wurden von reichen Privatpersonen gedeckt. Die wichtigste Leiturgie war die Instandhaltung eines Flottenschiffes nebst Verproviantung und Auslösung der Mannschaft, eine Leistung, zu welcher sich oft mehrere zusammenthaten. Besonders in der Zeit des Demosthenes gelangte in Folge der Verarmung weiterer Kreise hier der genossenschaftliche Gedanke zum Ausdruck, inmitten der individualistischen Epoche. Aber die ganze Einrichtung war doch nicht socialistisch, da in diesem Falle Einzelne für den Staat ankamen, nicht der Staat für den Einzelnen.

Näher an das socialistische Ideal traten die Reformen der perikleischen Zeit heran, welche dem Uebergewichte einzelner Persönlichkeiten Einhalt thun sollten. Die Theilnahme am Redespochen, eine Funktion, welche nicht durch Beamte, sondern durch Männer aus dem Volke ausgeübt wurde, sowie das Erscheinen im Landtage (Volksversammlung), welches jedem Bürger zustand, wurde bezahlt, damit keiner einen Verlust an seinem Verdienste habe. Vor allem bezeichnend für die socialen Zustände der damaligen Zeit ist aber das Schauspielgeld, ein staatlich ausgeworfener Beitrag, welcher es auch dem Unbemittelten ermöglichte, das Theater und damit einen der vornehmsten antiken Gottesdienste zu besuchen.

Die Zeit, in welcher zu diesen Maßnahmen gegriffen wurde, die des mächtigen Staatsmannes Perikles, war die Zeit eines Umschwungs, welcher die alten, noch einfacheren Sitten durch feinere, aus den asiatischen und sicilischen Kolonien eingeführte Bildung und Leppigkeit verdrängte. Damals zog die philosophische Schule der Sophisten, welche von auswärts kommend in Altgriechenland ihre Wandervorträge hielten und es leicht hatten, durch ihre blendende Dialektik die wißbegierige Jugend zu verlocken, alle Begriffe der Religion, des Rechtes, der Sitte und der Sittlichkeit in eine zweifelhafte Diskussion und predigte die Berechtigung des subjektiven, individuellen Beliebens.

Eben ein Haupt dieser Schule, Protagoras, soll die Quelle zu Platons socialistischen Ideen geliefert haben. Selbstverständlich ist von einer tiefer gehenden Beein-

flüssung nicht die Rede; eine solche wäre bei der Verschiedenheit des philosophischen Standpunktes unmöglich gewesen. Aber eine abfällige Kritik der bestehenden gesellschaftlichen Lage in dem Sinne, daß sich in derselben das Recht des Stärkeren gegenüber dem Schwächeren wie im Thierreiche geltend mache, wie auch eine hypothetische Ausmalung eines ganz anders geordneten Gesellschaftswesens — etwa mit Frauenemanzipation, Aufhebung der Ehe u. ä. — könnte den Sophisten immerhin schon zugemuthet werden. Die Sophisten sind aber, wie anerkannt ist, die ersten Ausbildner des Prosaftiles in Attika; aus ihrer Zeit stammen die ersten Schriften zur Politik, so das Büchlein „vom Staate der Athener“, welches fälschlich unter Xenophons Flagge segelt, und einzelne jener Schriften tragen keine des Socialismus in sich.

Zwei solcher Schriftsteller sollen hier zugleich mit den eigentlichen Socialisten des Alterthums vorgeführt werden!

(Fortsetzung folgt.)

### Die Abteikirche zu Kastl.

Kunstgeschichtliche Skizze von F. Mader.

(Fortsetzung.)

Auffallend ist in der Kastler Stiftskirche der scharf ausgeprägte Unterschied zwischen dem für die Laien bestimmten Raum und dem Chor der Mönche. Von den neun Travéen des Gewölbes treffen fünf auf die Laienkirche, vier auf den Chor der Mönche.

Auf je acht Pfeilern und zwei Wandpfeilern erheben sich Arkaden und Hochwand des Mittelschiffes. Von diesen acht Pfeilern sind je drei Rundpfeiler. Dr. Niehl bemerkt, diese Rundpfeiler gehörten der Gothik an; allein es findet sich an einem dieser Rundpfeiler die attische Basis mit Edtnollen, und dieser Umstand läßt keinen Zweifel zu, daß diese säulenähnlichen Pfeiler romanischen Ursprungs sind. Bekanntlich sind solche Rundpfeiler selten; die Schule, aus welcher der Baumeister der Kastler Klosterkirche hervorging, bevorzugte jedenfalls die Säule. Des schweren Gewölbes halber konnte aber in Kastl keine Säule verwendet werden, vielleicht hätte sich in der Gegend auch gar kein Säulenmaterial gefunden. Er suchte daher einen Ersatz in dem Rundpfeiler, und schuf sich auf diese Weise die Möglichkeit des Stützenwechsels. Auch ein gewisser Rhythmus im Wechsel von rechteckigen und runden Pfeilern ist vorhanden, wenn auch nicht auf den ersten Blick ersichtlich. Zwei von den Rundpfeilern gehören zum Langhaus, einer zum Chor. Die Gesimse der Pfeiler wurden zu der Zeit, wo die Jesuiten das Kloster besaßen, übermörtelt und mit Renaissanceprofilen versehen. Die ursprüngliche Profilierung wird wohl eine einfache gewesen sein.

Ueber den Arcaden erhebt sich die Hochwand des Mittelschiffes im Laienraume zur Höhe von 15 m; hoch oben befanden sich die Fenster; eine andere Belegung besitzt die Wand nicht.

Die drei Schiffe der Laienkirche waren ursprünglich mit flachen Decken versehen. Im Anfang des 14. Jahrhunderts, wahrscheinlich unter dem Abte Herman, fand die gothische Wölbung der drei Schiffe statt. Die Schlusssteine und die Consolen, auf denen Gurten und Rippen des Mittelschiffsgewölbes ruhen, sind mit mannigfaltiger ornamentaler und figurlicher Plastik geschmückt.

Wenden wir nunmehr unsere Schritte zu dem kunstgeschichtlich bedeutendsten Theil der Kastler Stiftskirche, zum Chor der Mönche.

Ehedem war dieser Chor von der Laienkirche durch einen Lattner getrennt, vor welchem ein Kreuzaltar stand. Beide sind verschwunden; die Basilika hat dadurch an freier Entfaltung ihrer Räume gewonnen, allerdings auch ein malerisches Element eingebüßt.

Dieser vordere Theil der Kirche wurde fünfschiffig erbaut und umfaßt in den drei mittleren Schiffen vier Gewölbejoche, in den äußeren Nebenschiffen aber deren nur zwei. Sämmtliche fünf Schiffe sind gewölbt und zwar verwendete man in den Seitenschiffen das in Deutschland zur Zeit der romanischen Kunst zumeist gebräuchliche Kreuzgewölbe, das Mittelschiff aber wurde mit einem Tonnengewölbe versehen. Dasselbe erstreckt sich, wie schon angegeben, über vier Joche und ist von Pfeiler zu Pfeiler durch starke Quergurten unterstützt und dadurch zugleich in vier Travéen gegliedert. Die Gurten ruhen auf Halbsäulen, die den Pfeilern vorgelegt sind, am Triumphbogen auf vorgelegtem Halbpfeiler. Die Pfeiler sind also im Chor reicher ausgebildet wie im Schiff, wo sie nur einfach rechteckigen oder runden Durchschnitt aufweisen.

Die Gragewölbe der Seitenschiffe sind durch breite, vom Pfeiler zur Wand geführte Quergurten getrennt.

Jedes der fünf Schiffe besitzt eine Apsis. Die Anlage der Seitenapsiden ist einfach; die Hauptapsis, die reicher ausgestaltet war, ist nicht in ursprünglichem Zustand erhalten. Im Jahre 1264 fiel nämlich der nördliche Thurm der Kirche ein und zerstörte die Apsis in ihrem oberen Theil. Auf dem stehen gebliebenen Unterbau errichtete man sofort wieder eine neue Apsis, aber mit gothischen Fenstern und einer gothisch konstruirten Halbkuppel. Die Gewölbetheile derselben sind in ein fächerartiges Rippensystem eingefügt. Die Apsis hat gleiche Höhe mit dem Tonnengewölbe des Mittelschiffes.

Dr. Niehl betrachtet diese Choranlage, wie sie Kastl aufweist, „wohl als das älteste Beispiel der Wölbung von fünf Schiffen in Deutschland. . . . Kastl müßte daher bei der kritischen Behandlung der Frage nach der Einführung der gewölbten Basilika in Deutschland als besonders wichtiges Denkmal ins Auge gefaßt werden.“

Sicher gehört Kastl zu den frühesten gewölbten Basiliken in Deutschland; auch die Kirchenbauten in der Rheinlande, wo man in der Kunstentwicklung den anderen deutschen Gebieten immer vorausleite, erschwingen sich erst um die Zeit, wo die Klosterkirche zu Kastl gegründet wurde zum Gewölbebau. Ein Specificum Kastls ist aber das Tonnengewölbe im Mittelschiff des Chores. Das Tonnengewölbe fand in der romanischen Epoche äußerst selten Anwendung in Deutschland; unter den vorhandenen scheint das zu Kastl das ausgebehnteste zu sein. Jedenfalls handelt es sich um eine kunstgeschichtlich merkwürdige Erscheinung, die auf eine eigene Bauweise schließen läßt.

Den beiden äußeren Nebenschiffen sind östlich die Thürme vorgelegt; daher treffen auf diese Schiffe nur zwei Gewölbejoche. Das südliche ist leider — man weiß nicht wann — demolirt worden. Das nördliche ist durch eine Wand vom Chor abgeschlossen und dient gegenwärtig als Sakristei; die zugehörigen Apsiden sieht man noch an den Bewänden der beiden Thürme.

Die Abteikirche zu Kastl besaß also einen fünfschiffigen Chor. Es ergibt sich naturgemäß die Frage, ob vielleicht ursprünglich die ganze Basilika fünfschiffig erbaut worden war. Eine sichere Antwort wird man aber nur auf Grund von Nachgrabungen geben können. Gegenwärtig besitzt die Stiftskirche allerdings auch

im Westen fünf Schiffe, aber nur in einer Ausdehnung von drei Gewölbejochen von der Westwand her gerechnet, während, wie oben beschrieben wurde, fünf Joche auf die Latenkirche treffen. Diese äußeren Schiffe, oder nennen wir sie lieber Kapellen, sind aber spätgothische Bauten aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Sie haben die Höhe der Seitenschiffe und sind mit schönen Sternengewölben versehen. Die Anregung zu diesen Bauten mag allerdings die Tradition von einer ehemals fünfschiffigen Anlage gegeben haben, oder sie mögen sogar auf den Fundamenten der romanischen Nebenschiffe sich erheben. Es finden sich überdies mehrfache deutliche Spuren, daß diese westlichen Kapellen und die vorderen äußeren Nebenschiffe baulich verbunden waren; aber auf welche Weise, läßt sich vorläufig nicht mit Bestimmtheit annehmen.

\* \* \*

Von dem mittelalterlichen Kircheninventar ist sehr wenig erhalten geblieben.

Ich will die Urheber der Zerstörung der Zeitfolge nach sine ira et odio namhaft machen.

Den Anfang in der Demolirung des Kircheninnern machte die zum Calvinismus übergetretene hursfürstliche Regierung von Amberg. Durch Befehl vom 15. Januar des Jahres 1567 erhielt der damalige Verwalter des Klosters, das inzwischen durch die Reformation auf den Aussterbeetat war gesetzt worden, den strengsten Auftrag des Pfalzgrafen Friedrich, „alles Gößenwerk, d. i. alle abgöttischen Bilder, Crucifix, Sacramentshäuschen, Altäre, Delberg, und was dergleichen noch mehr von dem antichristlichen Papstthum herkommt . . . in und außer der Kirche . . . zum ehesten mit guter Bescheidenheit und ohne Tumult, auch, wo von nöthen, auf genugame vorgehende christliche Erinnerung und Vermahnung . . . abthun, zerbrechen und zerschlagen und nicht mehr denn einen Altar . . . darauf das hl. Abendmahl zu halten, bleiben lassen zu wollen . . . auch (sollen) die flachen Gemähl (die Wandmalereien) allenthalben mit Weiß verstrichen werden.“

Es ist möglich, daß dieser Befehl nur zum Theil ausgeführt wurde, die Bemerkung, es hätte die Destruction der alten Kircheneinrichtung mit „guter Bescheidenheit und ohne Tumult“ und nöthigenfalls nach vorausgegangener Belehrung zu geschehen, läßt darauf schließen, daß das Volk der neuen Kirchenordnung feindlich gegenüberstand.

Das war der Anfang der Zerstörung, dann kamen die Schweden. Sie versäumten nicht, ihre deutschen Vorbeeren auch in Kastl um einige Blätter zu bereichern; im Heumonate des Jahres 1632 richteten sie in der Stiftskirche zu Kastl ihre obligaten Verwüstungen an.

Im Jahre 1636 übernahmen die Jesuiten das Kloster und besaßen es bis 1673.

Nachdem die Noth überwunden war, die der 30jährige Krieg über die deutschen Gauen gebracht, gingen die Jesuiten an eine Restauration der Kirche im Sinne der damaligen Zeit; das bedeutete aber die Zerstörung dessen, was von der mittelalterlichen Kircheneinrichtung noch übrig geblieben war.

Mit dem Jahre 1774 begann das Werk.

Die Glasgemälde, die eine wahre Nacht in der Kirche hervorbrachten, wie der Jesuitenchronist sich ausdrückt, wurden zerschlagen, der Kreuzaltar entfernt, der Kreuzgang theilweise eingerissen, fünf neue Altäre sammt Kanzel in der Kirche aufgestellt.

Diese Altäre haben sich mit Ausnahme des Hoch-

altars bis heute erhalten. Ihr Kunstwerth ist gering. Der jetzige Hochaltar stammt aus der Zeit, in welcher die Malteser das Kloster inne hatten, d. i. vom Jahre 1782 bis zur Aufhebung des Ordens im Jahre 1808. Er ist ein Werk des Empirestiles, mit Rococomotiven vermischt, eine mittelmäßige Arbeit. Doch ist er mit gutem Raumverständniß in die Nische eingefügt.

Von den aus dem Mittelalter erhaltenen Details ist von Interesse das Grabmal der Prinzessin Anna, einer Tochter Ludwigs des Bayern. Sie starb als Kind von drei Jahren in Kastl und wurde daselbst begraben. Das Grabmal ist eine einfache, gothische Tumba, an den Seitenflächen mit Blendmaßwerk verziert. Die Deckplatte zeigt nur ein verziertes Kreuz, kein Bildniß. Dieses Grabmal stand in Mitte der Kirche vor dem ehemaligen Kreuzaltar und gehört dem Beginn des 14. Jahrhunderts an. Der nämlichen Zeit theilt Sighart die schönen Statuen der drei Stifter zu, die neben dem Eingang zum Paradies stehen; sie haben die ursprüngliche Polychromirung bewahrt.

Unter den erhaltenen Grabdenkmälern von Aebten und adeligen Personen, die sich hier bestatten ließen, finden sich verschiedene künstlerisch werthvolle Arbeiten.

Drei dieser Monumente, die besten von allen, müssen einem Bildhauer zugeschrieben werden, der um die Zeit ihrer Entstehung in Eichstätt lebte und den dortigen Dom und Kreuzgang mit hervorragenden plastischen Werken schmückte. Innere und äußere Gründe bezeugen die Kastler Denkmäler unbestreitbar als seine Werke. Wir wollen annehmen, daß der Eichstätter Bildhauer Vog Hering der in Frage stehende Meister ist.

Das eine der bezeichneten Denkmäler ist das Grabmonument des Abtes Johannes Lang von Sulzbach, des 26. Abtes von Kastl. Er starb 1524. Es befindet sich an einem Pfeiler im sogenannten Engeltgarten. Der Alt ist mit dem Rationale der Eichstätter Bischöfe bekleidet, ein Irrthum, der sicher auf einen Eichstätter Meister hinweist.

Die beiden andern Denkmäler sind Bestellungen des Abtes Johannes Menger von Auenberg, des 29. Abtes von Kastl. Das eine stellt den Abt dar, kniend vor dem gekreuzigten, das andere vor der Madonna. Die Madonna ist eine Wiederholung oder möglicherweise das Urbild der auf dem Arzat'schen Denkmal im Mortuarium zu Eichstätt befindlichen Madonna. Johannes Menger starb im Jahre 1554.

Schweppermanns Grabstein ist sehr einfach: Wappen und Inschrift in Contouren eingegraben. Die Malteser errichteten ihm ein Denkmal im Stile der Empirezeit: ein Sarkophag, oben eine Vase mit den zwei Stern.

(Schluß folgt.)

### Stilla von Auenberg.

Von Adam Hirschmann.

(Fortsetzung.)

Stilla starb; ihr Leichnam sollte nach dem Familienbegräbnisse im Kloster Heilsbrunn überführt werden, aber derselbe konnte nicht von der Stelle gerückt werden. Da entschloß man sich, an den Leichenwagen zwei Zugthiere anzuspinnen und sie unbehindert ihre Wege gehen zu lassen. Siehe da! Diese unvernünftigen Thiere schlugen den Weg zur Peterskirche ein, so daß alles Volk erkannte, es sei Gottes Wille, daß Stilla daselbst ihre Ruhestätte finde.

Aehnliche Vorgänge werden auch sonst berichtet.

Als Bischof Otmar gegen das Jahr 870 die Reliquien der hl. Walburga von Heidenheim am Hahnenkamm nach Eichstätt überführen ließ, blieben die Pferde, welche an den Wagen mit den ehrwürdigen Ueberresten gespannt waren, von selbst an der Pforte der hl. Kreuzkirche in Eichstätt stehen, woraus der Bischof folgerte, es wolle die Schwester des hl. Willibald hier ruhen. (Falchenstein, Antiqu. Nordg. I, 72.)

Die fromme Magd Radiana oder Radegundis auf Schloß Wellenburg bei Augsburg, welche in barmherziger Liebe den armen Siechen ihre eigenen Ersparnisse zutrug, sollte nach ihrem Ableben in dem Familienbegräbniß ihrer Herrschaft in Augsburg beigesetzt werden; allein das vorgespante Zugvieh blieb bei dem Siechenobel stehen und konnte nicht weiter gebracht werden, worauf Radiana dahin begraben wurde. Später erhob sich daselbst die St. Radegundis-Kapelle. (Schöppner I. c. I, 51.)

Als der hl. Sebalbus auf dem Sterbebette lag, da soll er befohlen haben, ihn nach seinem Tode auf einen Wagen zu legen, vier ungezähnte Ochsen vorzuspannen, und wo diese still stehen würden, den Körper zu begraben. Da nun die Ochsen zur St. Peterskapelle gekommen, sind sie daselbst stillgestanden, daher der Leichnam auch dahin bestattet worden ist. (Schöppner I. c. I, 132.)<sup>94)</sup>

Von Heinrich, einem Sohne des Grafen Wabo von Abensberg, berichtet die Legende, daß er als Pilger verkleidet nach Oberhausen gekommen sei und daselbst 40 Jahre hindurch in aller Demuth die Dienste eines gemeinen Viehhirten versehen habe. Darnach sei er in dem sogenannten heiligen Holz verschieden. Sein Vater habe alsdann einen Wagen mit einem Paar Ochsen geschickt, den Leichnam nach Abensberg überzuführen; allein die Ochsen kamen von dem Orte, wo Heinrich gestorben, nicht weiter als bis zur Kirche St. Peter in Oberhausen; da mußte des Seligen Leichnam begraben werden. (Schöppner I. c. III, 245.)

Nach der Legende gehörte Stilla von Abensberg zur Verwandtschaft des kinderreichen Wabo von Abensberg; hier wie dort findet sich die Sage von einem Begräbniß in der Peterskirche; beide Male konnten die Zugthiere nicht dazu gebracht werden, den Leichnam anderswohin zu transportiren. Da dem hl. Heinrich von Oberhausen die Priorität zukommt, so ist wohl die Annahme nicht ungerechtfertiget, daß die Ueberlieferung über Wabo's Sohn von Abensberg nach Abensberg übertragen und mit der dortigen Grafentochter Stilla in Beziehung gebracht worden sei.

Die Gründungsgegeschichte des Klosters Biburg bei Abensberg dürfte für die Ausgestaltung der Stilla-Legende auch nicht ohne Einfluß geblieben sein.

Im Jahre 1124 vertheilten die überlebenden Söhne des Heinrich von Biburg und Berthas, seiner Gemahlin, aus Syrien, das väterliche Erbe in der Weise unter sich, daß Heinrich und Gebhard Hilpoltstein, Chunrad aber und Erbo (Aribo) mit Bertha, ihrer Schwester, Biburg erhielten. Schon im folgenden Jahre gründeten die letztgenannten drei Erben ein Doppelkloster für Männer und

<sup>94)</sup> Die Filialkirche zu Biberbach, Pfarrei Plankstetten bei Weilingries, verehrt in der hl. Gunthildis eine fromme Magd, welche nach ihrem Hinscheiden durch ungezäumte Ochsen nach Suffersheim bei Weilingries geführt und daselbst begraben ward; über ihrer Ruhestätte erhob sich ein Kirchlein. (Past.-Bl. 1855, 135.) Biberbach kam durch Schenkung der Grafen Ludwig und Friedrich von Dettingen 1320 an das Kloster Heilsbronn. (Göb I. c. I, 743.)

Frauen, welche nach der Regel des hl. Benediktus lebten. Die Anregung zu dieser Klosterstiftung in Biburg war von dem hl. Otto von Bamberg ausgegangen, welcher dann auch am Feste der Apostel Simon und Juda 1133 zugleich mit dem Bischöfe von Regensburg, Heinrich I., Grafen von Wolfrathshausen, einem Verwandten der hochherzigen Gründer, die Weihe der Klosterkirche zu Biburg vornahm. Zum ersten Abt bestellte Otto den bisherigen Abt von Prüfening, Eberhard, einen Bruder der Stifter, welcher in Bamberg seine Studien gemacht, in Paris Philosophie gehört hatte. Nach seiner Rückkehr hatte er bei St. Michael in Bamberg das Ordenskleid genommen; von dort zog er auf Otto's Veranlassung in das neugegründete Kloster Prüfening, bis er nach Biburg abberufen wurde. Als Erzbischof Konrad von Salzburg 1147 mit Tod abging, folgte ihm Eberhard von Biburg, sein Verwandter, auf dem Erzsstuhl des hl. Rupertus nach; 1163 erreichte auch ihn der Tod. Bei seinem Weggange von dem Doppelkloster Biburg hatte er die Leitung desselben seinem Bruder Konrad übergeben, welcher 6½ Jahre an der Spitze desselben stand; schon 1153 segnete er das Zeitliche. Mit dem Kloster hatten die drei frommen Geschwister auch eine Herberge für arme und kranke Leute gestiftet, welche von den Nonnen verpflegt wurden. Bertha selbst nahm den Schleier und machte unter der Leitung ihres Bruders Eberhard große Fortschritte in der christlichen Vollkommenheit; besonders gerühmt ward ihre Liebe zu den Armen und ihre Barmherzigkeit gegen alle Nothleidenden. Am Feste des hl. Sixtus, den 6. August 1151 starb sie eines seligen Todes. In der Klosterkirche zu Biburg fand sie ihre letzte Ruhestätte; kommenden Geschlechtern verkiündigte eine Tafel: „Im Jahre Christi des Erlösers 1151 ist verschieden die hl. Bertha, seligen Andenkens, die Stifterin dieses Ortes.“ (Grets. X, 593; Hundius, metropol. Salisburg. II, 200, 202; Rader, Bavaria sancta I, 247; Göb I. c. I, 561.)

Vergleichen wir Bertha's Leben mit der Legende über Stilla, so finden wir: beide besaßen zwei Brüder, welche sich durch Klostergründung einen Namen erworben haben, allerdings mit dem Unterschiede, daß Bertha's Brüder: Konrad und Aribo, im Verein mit ihr eimüthig ihr Allodium hingaben, während Stilla's Brüder Rapoto und Konrad, der beabsichtigten Niederlassung in Abensberg feindlich gegenübertraten und an der Gründung von Heilsbronn historisch unbetheiligt sind; Bertha stammt nachweisbar aus einer hohen Familie, welche der Kirche zu Salzburg zwei hervorragende Bischöfe: Konrad und Eberhard, schenkte; Stilla wird durch die Legende zur Tochter Wolframs von Abensberg erhoben, welcher nach glaubwürdigen Quellen der Bruder des schon oft genannten Erzbischofes Konrad von Salzburg gewesen ist; Bertha und Stilla stehen unter dem sittigenden Einfluß des hl. Otto von Bamberg, dadurch jedoch von einander unterschieden, daß Otto's Eingreifen in Biburg bei Gründung und Einweihung des Klosters historisch erwiesen werden kann, während für Otto's Thätigkeit in Abensberg jegliche Quelle verjagt. Bertha's und Stilla's Leben fallen in ihren Hauptmomenten so eng zusammen, daß man in der beglaubigten Geschichte der erstern unwillkürlich an die nachdichtende Sage der letztern erinnert wird. Diese Annahme wird außerdem noch sehr begünstigt durch die Aufzeichnungen des Pfarrers Vitus Koch von Schönfeld, welche wir eingangs mittheilten, wornach Stilla auf ihrem Schlosse zu „Abensperg“ ver-

schieden sei. Da Abenberg und Abensberg räumlich weit von einander getrennt sind, so darf eine innere Beziehung der Stilla-Tradition zu dem niederbayerischen Abensberg wohl angenommen werden.

In der Peterskirche zu Abenberg befindet sich dermalen an der nördlichen Seite des Kirchenschiffes ein Grab in Felsen gehauen, welcher nach Müller (l. c. p. 35) 77 bis 80 cm unter dem Kirchenpflaster beginnt. Die Länge des Grabes mißt 218 cm und dessen Breite 77 cm. Ungefähr 56 cm tief ist der Felsen viereckig ausgehauen. Sodann aber beginnt am Boden eine eigenthümliche Vertiefung, deren Umriß dem des menschlichen Leibes entspricht. Diese Vertiefung ist etwas über 2 m lang. Das Grab war früher geschlossen durch einen Stein, welcher in gleicher Höhe wie das Kirchenpflaster gelaufen sein muß, denn sonst wäre es unerklärlich, wie derselbe fast bis zur Unkenntlichkeit ausgetreten werden konnte. Der jetzt noch vorhandene Grabstein stellt wohl eine weibliche Person dar, welche in der rechten Hand eine Kirche mit Thurm trägt. Die Gesichtszüge sowie die Kopfbedeckung sind gänzlich verwischt, die linke Hand mit weit geöffnetem Ärmel liegt auf der vorderen Taille; die Gewandung weist reichen Faltenwurf auf.

Wem gehört nun dieses hochinteressante Grabdenkmal? Welchem Jahrhunderte verdankt es seinen Ursprung? Kein Name, keine Jahreszahl gibt sichere Kunde auf diese Frage. Müller hält es, gestützt auf die Autorität des Direktors Esfenwein, dem man eine Photographie des Grabmales unterbreitete, für wahrscheinlich, daß dasselbe dem 13. oder 14. Jahrhunderte entstamme (l. c. pag. 37). Dagegen spricht jedoch die Kostümkunde. Wenigstens behauptet Weinhold (Die deutschen Frauen II, 225): In dem 11. Jahrhundert trat im Anfang ein enger Schnitt des Kleides auf, welcher den Körperbau weit genauer erkennen ließ, als der bisherige taillenlose. Er erregte auch Anstoß und ward als leichtfertig und schamlos gerügt. . . . Bezeichnend werden für das 11. Jahrhundert „die langen Hängeärmel“. „Die langen Oberärmel des Rockes, ebenso der turbanartige, mit seinen Zipfeln fliegende Schleier erhielten sich bis zum Ende des 12. Jahrhunderts.“ „Im 13. Jahrhundert verloren sich die weiten Ärmel“ (a. a. D. II, 227). Ähnlich schreibt Grupp (Culturgeschichte d. Mittelalters II, 86): „Charakteristisch für die höfische Zeit ist das Aufkommen der langen, faltenreichen Gewänder für Mann und Frau. Nachdem sie lange Zeit mit der engen und kurzen Nationaltracht der Deutschen im Streite gelegen und als ausländisch und weichlich gegolten hatten, verhalf ihnen im 12. Jahrhundert die Bildung der höfischen Sitte zum Siege. So erscheinen denn Mann und Frau in gemalten oder gemeißelten Bildern in lange, bis auf die Füße reichende Röcke gehüllt. Sittliche Frauen trugen bereits ein Nieder, schnürten das Hemd, ließen den Halsausschnitt des Rockes offen, wukten durch künstliche Gürtung und Faltung die Körperformen zur Geltung zu bringen, trugen lange Schleppen mit feiner Fädelung, umwanden ihre Haarlöcher mit Gold- und Silberfäden und scheideten sie zu Schapeln oder traubenartigen Gehängen.“

Vergleichen wir mit diesen Schilderungen die Darstellung auf dem Grabmale der Peterskirche zu Abenberg, so dürfen wir den Ursprung desselben in das 11. oder 12. Jahrhundert hinaufdatiren, da sowohl durch das enganliegende Kleid des Oberkörpers die Brustformen

sehr stark hervortreten, als auch die charakteristischen langen Hängeärmel sich vorfinden.<sup>25)</sup>

Die Hauptfrage bewegt sich indessen um die Person, welche auf jenem Grabdenkmale dargestellt sein soll. Da derselben eine Kirche als Attribut beigegeben ist, so muß sie wohl mit der Stiftung eines Gotteshauses in enger Beziehung gestanden haben.

Pleischard Stumpf (Bayern II, 753) bezeichnet Sibylla, die Tochter des Grafen Wolfgang II. von Abenberg, als die Stifterin der Peterkapelle. Dagegen ist zu bemerken, daß sich in der bisherigen Genealogie der Grafen von Abenberg der Name Wolfgang nicht findet. Oder sollte darunter Wolfram II. verstanden werden, welcher gegen 1071—1108 gelebt hat? Dann müßte aber auch der Nachweis erbracht werden, daß Wolfram II. eine Tochter Namens Sibylla besessen habe.

Die abenbergische Ueberlieferung bringt den Grabstein in Verbindung mit der Grafentochter Stilla. Sollte vielleicht dieser Name nur eine volkstümliche Verkürzung des Namens Sibylla sein? Wenn aber Stilla dem gräflichen Hause von Abenberg entsprossen ist, wie die Legende annimmt, dann erscheint es zum allermindesten sehr auffallend, daß man ihren Leichnam nicht einmal in einen Sarg verschlossen zur Erde bestattet hat, sondern nach Sitte armer Leute nur in einfacher Umhüllung dem Grabe übergeben hat, wie Müller (S. 37) annimmt; freilich den Beweis für diese seltsame Behauptung ist er schuldig geblieben. Oder hat sich Kapoto's Abneigung gegen seine fromme Schwester auch noch über das Grab hinaus erstreckt, so daß er der Entschlafenen nicht einmal eine standesgemäße Beerdigung zukommen ließ? (Grupp, Culturgesch. II, 107.) Aber wer hat dann Sorge getragen für Errichtung eines Grabdenkmals, das keineswegs die Spuren der Armut an sich trägt? Müller glaubt den noch vorhandenen Grabstein nicht als den ursprünglichen aus der Zeit Stilla's, sondern als „Bestandtheil des zweiten Grabmales aus dem 13. oder 14. Jahrhunderte ansehen“ zu dürfen (l. c. p. 37).

Eine Erneuerung des Grabsteines schloß aber fast regelmäßig eine Erhebung der Ueberreste einer Person in sich, welche ob ihrer Tugenden vom Volke als heilig verehrt und um Fürbitte angefleht wurde. Eine derartige Erhebung galt als Kanonisationsfeier, welche ihren äußeren Ausdruck in der Sitte fand, den Deckel des Steinfarges etwas über den Boden des Beisetzungsortes hervorzuragen zu lassen, um das Grab des Heiligen kenntlich zu machen. Die Geschichte jedoch schweigt über die Erhebung der Gebeine Stilla's im 13. oder 14. Jahrhunderte. Das Grab selbst wurde nach Müllers Angaben (S. 42) 1689, 1630 und etwa 50—80 Jahre vorher geöffnet. Ueber die erste und wichtigste Eröffnung fehlen alle Urkunden; von 1562—1587 stand das Kloster Marienburg öde und verlassen. Der Bisitor Bogt spricht 1480 nur von einem verfallenen Chore und einem restaurationsbedürftigen Altare in der Peterkapelle; Pfarrer Haberstroh<sup>26)</sup> und die Bürgerschaft von

<sup>25)</sup> In einer Pergamenthandschrift von Wolshards Miracula beatae Walpurgae aus dem 12. Jahrh. findet sich die Heilige dargestellt als die Fürtentochter aus England mit dem Königsdiadem geschmückt, im reichen Prachtgewande mit weiten Ärmeln, welche durch die enge ärmellose Tunika an das faltenreiche Untergewand gesteckt werden. Sammelblatt d. histor. Vereins Eichstätt VII, 116 (1893).

<sup>26)</sup> Im Jahre 1344 war Ludwig von Seckendorf Pfarrer in Abenberg (Mstr. des bish. Ordinariatsarch. Eichstätt).

Abenberg stifteten im Jahre 1466 eine Frühmesse zu Ehren der allerheiligsten Jungfrau; die Ablabriefe<sup>27)</sup> gehen über das Jahr 1488 nicht hinaus: alle diese Umstände sprechen gegen eine Erhebung der Reliquien Stilla's im 13. oder 14. Jahrhunderte und damit auch gegen die Neuschaffung eines zweiten Grabmales.

(Schluß folgt.)

### Dr. Sepp's „hochwichtige Entdeckungen auf der zweiten Palästinafahrt“.

(Schluß.)

Im zweiten Theil seiner „Rechtfertigung“ spricht Herr Professor Dr. Sepp über die Lage von Dalmanutha, Kana Galil, Ephrem und Emmaus. Er schreibt:

Wir sagen nicht zu viel: grundfalsch ist die Behauptung, daß „das ganze Mittelalter die Ruinen von Telsum als Reste der Stadt des Herrn verehrt hat“. Man bringe uns dafür Citate! Die Ueberbleibsel rühren noch dazu nicht von einer Kirche, sondern von dem Grabmal des berühmten Rabbi Tanchuma her, welcher da seine noch erhaltene Synagoge und Lehrschule gründete, um der Ausbreitung des Christenthums von Kephar Minim aus den Niegel zu schieben. Diese Ruinen erweckten zuerst den Gedanken, das sei eine Reliquie von der durch den Hauptmann von Kapharnaum erbauten Synagoge. Jüngst hat die türkische Regierung ein Veto gegen Ausgrabungen eingelegt, welche doch schwerlich große Schätze zu Tage fördern würden. Dieß erregt natürlich neuen Zorn, der an uns Deutschen ausgeht. Wahrhaft naiv ist es, wenn ein Pilgerführer, wie Livonius (Lévin), der nicht Deutsch versteht, jedenfalls vor deutscher Wissenschaft einen Horror hat, ja nicht einmal den Josephus zu kennen scheint, den Ausspruch wagt: Telsum (sc. weit weg von der Ebene Gennezaret und einem denkbaren Flusse Kapharnaum) sei „die einzige Stätte, wo man letztere Stadt suchen könnte!“ Das ist bald gesagt, verdient jedoch keine Beachtung.

Wenn Markus 8, 10 berichtet, Jesus sei nach der zweiten Brotspeisung in der Gegend von Dalmanutha gelandet, so bibelte dieses *ἀπαξ λεγόμενον* bisher das „Kreuz der Gezeiten“, wie unser waderer Censor erklärt. Um desto dankbarer sollte man sein, daß endlich der Ort erkundet ist. Wir haben schon vor mehr als einem Menschenalter *Δαλιμανούτα*, den lokalen Accusativ von Dalmanus zu lesen vorgeschlagen und dieses mit dem Bethmaus in Josephus' vita identificirt, da Dal wie

<sup>27)</sup> Bischof Wilhelm von Reichenau gewährte am 27. Juni 1488 einen Ablass von 40 Tagen, ebenso sein Weibbischof Jakob Rastauer episc. micromiensis am 4. April 1490; der apostolische Legat Kardinal Raymond am 4. Sept. 1501 und Bischof Markus von Rhodi am 9. Nov. 1501 gewährten 40 und 50 Tage Abl. (Bast.-Bl. 1855, 184; Briefers Aufzeichnungen). Nach Falkenstein (Antiq. Nordgav. I, 256) starb Weibbischof Jakob Rastauer (auch Rastauer) 1495 und liegt in Pollensfeld, unweit Eichstätt, begraben. Nach einer Notiz in einem Akte über Abenberg (Mskr. d. bish. Ordinariatsarchivs Eichstätt) wurde 1468 in Abenberg unter Pfarrer Christian Haberstroh die Kirche (wohl die St. Jakobskirche) gebaut. Nach Suttner (Schematismus von 1480 S. 57) war die Frühmessstiftung in Abenberg nach der hl. Katharina benannt (vergl. dagegen Bast.-Bl. 1858, 190) und stand der Bürgerschaft das Präsentationsrecht darüber zu, während nach Falkenstein (Antiq. Nordg. II, 299) der Bischof das freie Collationsrecht übte. Cooperator war 1480 Konrad Wair aus der Diöcese Eichstätt, geweiht zu Würzburg; Frühmesser war Paul Feuchtnner, geweiht zu Augsburg.

Beth das Haus bezeichnet (Psalm 141, 3). Ich hatte hiefür in letzter Zeit sogar noch Hauebergs Zustimmung, der doch unser tüchtigster Hebräer war. „Heillose Verwirrung“ entsteht dann, wenn man nach dem Porrhonischen Grundsatz verfährt: es läßt sich in allen Fragen genug für und etwas dagegen sagen. Damit ist auf jedes positive Resultat verzichtet. Ich fürchte, daß mein Kritiker diesem radikalen Skepticismus verfällt, denn es steht am Ende von allem nichts mehr fest! Positive Kritik habe ich nicht zu scheuen, man gieße mir nur nicht Scheidewasser über das Papier. Das habe ich zum Danke für diese meine Entdeckung. Josephus Flavius weilte in Beth Maus (der Deutsche übersetzt Bethmann), während sein Gegner Johannes von Gischala die heißen Bäder von Chamat, südwärts von Tiberias, benützte. Maus, mit dem Artikel Ammans, bedeutet ebenfalls Bad. Ich habe in Ain Julieh noch das Römerbad vorgefunden und auch gebraucht, und fand Arfulfs Menagerie 570 am Plage: „Man blickt von der Quelle gegen Mittag auf Tiberias.“ Wie freudig überraschte mich aber die Legende bei Theodosius 540. „Von Tiberias bis zu den sieben Quellen sind fünf Millien. Hier hat Christus die Apostel getauft.“ Der berühmte Abt Daniel von Kiew schreibt in der ältesten slavischen Urkunde 1113 zur Ergänzung von der Piscina Jesu, Maria und der Apostel eine Werste (3/4 Stunden) von Tiberias. Er nahm noch von der Mittheilung Akt, Jesus sei in die Grotte geflüchtet, woraus der süße Born fließe (noch heute Ain el Baride genannt), als die Menge nach der Speisung der 4000 ihn zum Könige erheben wollte. Die Araber nennen die Quelle sogar nach Jesus — Ain el Issa. Paßt dies nicht zu Dalmanutha, und von alldem hat man bisher nichts gewußt. Wie mag nun mein grausamer Recensent (dem ich aber doch gut bin) moderne Skribenten für sich anführen, welche Heptapegon im Norden der Ebene Gennezaret suchen — jenes Siebenbrunn, wo unter Karl dem Großen ein Klosterlein bestand! Wer kann noch mehr Argumente fordern, und doch bringe ich noch in Erwähnung, daß der Jude Carmoly hier das Dorf Ras el Amis vorgefand, was Quellschloß bezeichnet, und Amis geht eben auf Amans zurück. Die Maxime wollen wir nicht gelten lassen: „Du sollst mich nicht überreden, auch wenn Du mich überzeugst.“ Ebenso wenig geht an, daß das Urtheil dahin laute: Hier erscheinen zehn Zeugen, die nicht unterrichtet sind, gegenüber dem Einen, der Alles gesehen und sorgfältig durchforscht hat, mithin — ist die Majorität gegen den Einen.

Unser Freund übergeht Kana Galil, den Wunderort, der noch den alten Namen trägt und, an der direkten Straße von Akka nach Tiberias gelegen, mit dieser verbündet ist. Ich habe die Stätte nach ein paar Jahrhunderten zum erstenmal wieder besucht und nur Pflanze, umgeben von sonnetrockenen Ziegelmauern, ohne ein lebendes Wesen vorgefunden. Auch Cannä, der Schlachtplatz Hamithals in Italien, ist zu einem Schafhofe herabgefallen. Der Bifelsname rührt vom nahen Kohrgewässer Baktos, einem Sumpfe, her, aus dem ich 1846 noch Schildkröten aufwas. Alle Christgläubigen, vor, während und nach dem lateinischen Königreich Jerusalem, hielten an Kana in Galiläa fest, ja noch 1310 schreibt der Venezianer Marino Sanuto: „Von Nazaret zwei Leuta nach Sepphoris, von da dritthalb nach Chana Galiläa. Herkömmlich macht man den Weg von Ptole-

mais fünf Leuta ostwärts nach Ghana Galiläa und von hier über Sepphoris nach Nazaret." Man kann nicht deutlicher schreiben. Ich habe den Muth, die Wahrheit zu bekennen. Erst vor wenig Lustren lief man den Griechen nach, welche in Kefr Kanna am wasserlosen Berghang einen Hochzeitsaal eingerichtet. Um den Pilgern den weiten Umweg zu ersparen, entdeckte man mit einmal das Haus des Bartholomäus und trieb Selber zum Bau von Kirche und Hospiz ein. Von solchen topographischen Eigenmächtigkeiten war schon einmal in diesen Blättern die Rede.

Doch mögen wir nach 50jähriger Ueberlegung behaupten, was wir wollen: es kößt auf Widerspruch. Zum erstenmal stelle ich Magdala Gadara, das palästiniſche Karlsbad, als Heimath der Magdalena auf, die gewiß eine reiche Dame war, da sie aus einem Alabaſtergefäß mit indischer Narde den Herrn salbte, auch die Geſellſchaft Jesu mit ihrem Vermögen unterstützte. Luk. VIII, 3. Was ist dagegen das aus Mangel an Landeskunde angenommene Medſchdel als ein Laſtneſt, keine „Stadt“! Ein Arbeiterheim in der Ebene Gemnezaret, wovon die Kirche niemals Beſitz genommen hat. „Man kann darüber streiten, schreibt unser Cenſor, aber die Gründe für das eine oder andere ſind ebenſo wenig durchſchlagend, wie die Identifikation von Ephrem in der Wüste (Joh. 11, 54), zwei Stunden ſüdlich von Dſchedar (Gadara). Damit will ich aber nicht behaupten, daß Medſchdel als Heimath der Magdalena geſichert, oder Tayebeh bei Bethel sicher Ephraim iſt; ich behaupte nur, daß auch nach den Sepp'schen Aufſtellungen dieſe Fragen nicht endgültig entſchieden ſind.“ — Ja, ſtreiten kann man über Alles, es kömmt nur auf das Judicium an. Trete ich für Ophera bei Bethel ein, ſo erwidert der Gegner: aber dieſes liegt ja in der fruchtbarſten Gegend, nicht in Wald und Wüste. Er hält ſich aber oppoſitionell an letzteres, weil ich zuerſt für Ephrem in Peräa mich ausſpreche und für höchſt unwahrscheinlich halte, daß Jeſus, den die Juden ſteinigen und tödten wollten, ſich in der Nähe Jeruſalems aufgehalten, zumal er auch ſpäter über den Jordan flüchtete. Nach gegneriſcher Anſicht bliebe die Frage ewig unerledigt, da ich eben auf ein zweites Ephraim aufmerkſam machte. Bei dieſem Pitzack und Hin und Her wird der Rahmen der Geſchichte Jeſu immer ein anderer. Wir hatten in der Paulskirche ein Mitglied, Webedind, das zu jedem Paragraph der Verathung auf die Tribüne lief, und ein „Aber, meine Herren“ ſprach, und deßhalb den Titel Reichszweiſer erhielt. Dieſe Methode ſollte in der Theologie ſich nicht einbürgern.

Neue Strupel entſtehen über das neutestamentliche Emmaus. Ich erfinde nichts, ſondern finde dasſelbe in Beit el Annus zu Colonieh gegeben und halte mich um ſo entſchiedener an letzteres, weil Joſephus anführt, Titus habe mit 800 Veteranen im Dorfe Emmaus, 60 Stadien von Jeruſalem, eine Colonie angelegt. Es ſteht dabei ſchon in der Vulgata castellum Emmaus, heute Caſtul, weil dieſes zum Schutze der Colonie erfordert war. Und doch läßt bei dieſer Aufſtellung mich, wie bei Chörbet Minieh, auch der Pilgerführer von Socin und Benziger allein. Meinem Strupelöfen Cenſor geht hier wieder Alles durcheinander. Vergebens verweiſe ich ſogar auf den Talmud, wo das altteſtamentliche Amoſa (Joſua XVIII, 26) mit der Erklärung überſetzt iſt: „Moſa iſt Colonia“. Vergebens betont Lukas den Ort in der Entfernung von 60 Stadien (da

die Römerſtraße den Berg umging) als zwölf zum Unterſchied von der acht Stunden entfernten Stadt Ammaus. Abt Haueberg ſchrieb im April 1864 als Pilger aus Jeruſalem: „Wo ich hinkomme, hier wie in Bethlehem, herrſcht in den Klöſtern Aufregung wegen Emmaus, das die einen nach wie vor in Stubbe, die andern auf die Zwiſchenrede der Franzoſen in den Ruinen der fernen Stadt Emmaus ſuchen. Da kömmt mein unglücklicher Dr. Sepp mit einem neuen Emmaus in Colonieh, das ſchon gar keinen Glauben findet.“ — Ich halte aber als tapferer Deutſcher gegen die Wälſchen Stand, bis ſie ihre Degen abgeben. Die Stadt liegt eine Tagreiſe von Jeruſalem ab.

Ich kann hier nicht auf all die Beweiſe eingehen, die ich in meinem neuen Werke II S. 228—254 geliefert, daß die conſtante Tradition im Volke und bei den Mutari bis auf meine erſte Paläſtinareiſe für Caſtul Colonieh ſpricht. Der jüngſt verewigte Dompriester Schifferſ in Naſchen trat mit heiligem Eifer für Ammaus Nikopolis, 176 Stadien von der hl. Stadt, ein und erließ ſogar einen Aufruf zu Beiträgen, die dortige Kirchenruine aufzubauen. Ich appellire dagegen an den geſunden Sinn eines Jeden, ob die beiden Emmausjünger an Einem Tage oder Abend ſechzehn Stunden zurückgelegt haben werden, um in der Nacht, nachdem der Tag ſich ſchon in der Herberge geneigt, noch den verſammelten Apoſteln die Freudenboſchaft zu bringen. Ein Schnellläufer müßte die Probe hin und her machen. Doch, ſo überlegt der leztgenannte Pilger: Iſt es denn ausgemacht, daß ſie nicht zu Pferde zurückkehrten? — Schade, daß es damals noch weder Schienenbahn noch Fahrrad gab, ſonſt wären ſie ſelbſt mit dieſer Eilfahrt von der Stadt Ammaus aus — nicht mehr rechtzeitig am Berge Sion eingetroffen!

Laſſen wir dieſe künstlichen Excurse. Heute hat Kubêbe die meiſten Bertheidiger, auch mein verehrlicher Recenſent neigt dazu, wenn er gleich „nicht ſicher“ iſt und wie allenthalben uns im Nebel ſtehen läßt. Ich hoffe ihn bei gutem Willen zu bekehren, wie kürzlich den Rektor der Wiener Hochſchule und früher des öſterreichiſchen Pilgerhanſes in Jeruſalem, Dr. Fichotte, der eigens eine Schrift gegen mich erließ, nun aber für meine Anſicht wirbt. In den Diplomen der Kreuzritter, wie ich nachwies, wird Kubêba ausdrücklich von Caſtellum Emmaus unterſchieden, alſo kann es nicht derſelbe Ort ſein. Die „Kleine Kuppel“ über einer wenig erziebigigen Quelle liegt doppelt ſoweit von Jeruſalem ab, wie Caſtul Colonieh, dazu kömmt aber im nächſten Dorfe eine verfallene Kirche, wohl von den Joſhannitern erbaut; alſo wollte die Marquiſe Nikolay ſich durch ein Grabmal im Neubau verewigen, natürlich weiſt man das Haus des Kleophas daneben. Nun appellire ich an den geſunden Menſchenverſtand. Gottfried von Bouillon marſchirte mit dem Kreuzheer von Lybba nach Rama (Mamle) und von da in Einem Tage bis zur Station Emmaus, wo die Bethlehemiten um Hilfe ſtanden und Lantred hinüberraht, um die Muhammedaner zu verſtreiben, aber andern Morgens ſchon vor der hl. Stadt eintraf. Ich frage: macht man mit einer Armee ganz überflüſſig einen Spaziergang auf dem Umweg von mehreren Stunden, kehrien die Kreuzritter von Rama wieder nach Lybba zurück, um, die Heerſtraße verlaſſend, auf ungewiſſen Pfaden, namentlich von Stubbe aus, wo man am hellen Tage ſich nicht zurecht findet, endlich das erſehnte Ziel zu erreichen?

Und doch sollte dieser Klosterzweifel ein für die orientalischen Missionen bedeutendes Ereigniß herbeiführen. Der nach Wiedererrichtung des lateinischen Patriarchates unter Pius IX. dafür ernannte Gemese Valerga verhing über die neue Kirche zu Kusbé das Interdikt und sprach sich energisch gegen die beliebige Errichtung neuer Sanktuarien aus. Die um die Erhaltung der heiligen Stätten des gelobten Landes hochverdienten Väter des hl. Franz wandten sich nach Ara Coeli, und Rom gab ihnen Recht. Der hochw. Patriarch dachte mir 1867 bei seinem Besuche von Paris auf der Durchreise durch München die Ehre der Einladung zu einem Besuche zu und appellirte so an den bescheidenden Professor. Nachdem aber sein Nachfolger Bracco, welchem ich 1874 nahe trat, mit Tod abgegangen, hob man, um die Zwietracht mit den Ordensvätern für immer zu beseitigen, das Patriarchat thätlich auf, indem ein würdiger Franziskaner mit dem Ehrenamte bekleidet wurde, was wohl so fortgehen wird. Ich trage die Mitschuld und kann doch nicht dafür!

Mein hochw. Recensent erscheint wahrlich nicht unparteiisch, indem er mir zum Vorwurfe macht: „Sepp's Methode frantk vor allem daran, daß er die Einwürfe seiner Gegner zu wenig ernst nimmt.“ Ich habe in unabhängiger Stellung kein Interesse als die Wahrheit, es wäre mir ein Triumph, den weniger Unterrichteten beizuspringen, die ich nicht eigentlich als Gegner betrachte; aber was mein Kritiker Gründe nennt, blase ich mit Einem Hauche in den Wind.

Vichtmesse, 1897.

Prof. Dr. Sepp.

### Verzeichniß bei der Redaction eingegangener Schriften.

Immergrün. Illustrierte Monatschrift zur Unterhaltung und Belehrung. Verlag von Ambr. Dvitz in Warnsdorf (Nordböhmen). Preis per Jahrgang 3 M.

Tabernakel-Wacht. (A. Laumann'sche Buchhandlung in Dülmen, Westfalen. Jährlich 12 Hefte, Preis M. 2,40.) Das 1. Heft dieser neugegründeten Zeitschrift ist ziemlich umfang- und inhaltreich und zugleich recht gefällig ausgestattet. Die verschiedenartigen Themata, welche dahin behandelt werden, sind mit praktischem Verständnis ausgewählt und entsprechen in angemessener Weise dem einheitlichen Zwecke, welchem sie dienen sollen, nämlich der Anbetung und Verherrlichung des allerheiligsten Sacramentes.

Stimmen vom Berge Karmel. Monatschrift für das katholische Volk. Graz 1897. Verlag des Karmeliten-Conventes. Preis jährl. M. 2,36.

Missionsblätter. Illustrierte Zeitschrift für das kathol. Volk. Organ der St. Benediktus-Genossenschaft für ausländische Missionen zu St. Ottilien. Die „Missionsblätter“, welche man bei der Expedition derselben in St. Ottilien, Post Türkenfeld, bestellt, kosten jährlich M. 1,50. Dieselben erscheinen heuer im ersten Jahrgange und verdanken ihr Entstehen dem Wunsche verschiedener Wohlthäter und Freunde der Genossenschaft, über deren Wirken genauere Nachrichten zu erhalten. Durch Herausgabe der „Missionsblätter“ ist es möglich geworden, das im gleichen Verlage erscheinende „Seidenkind“ ganz der Jugend zu widmen. Letztere Zeitschrift erscheint monatlich zweimal und kostet jährlich 1 M.

„Kreuz und Schwert im Kampfe gegen Sklaverei und Heidenthum.“ — Inhalt des Februarheftes: 1. Missionsthätigkeit. — Coloniales: Die Missionen der Weißen Väter in den deutschen Schutzgebieten. Gründung einer neuen Mission. — Aus der Togo-Mission (Väter vom Göttlichen Wort). — Das Herz-Jesu-Missionshaus zu Siltrop bei Münster i. W. — Kleine Nachrichten. — 2. Zur Belehrung und Unterhaltung: Blumen aus dem Garten der Missionschwestern. — Etwas über die schwarzen Handwerker in Togo. — Aus Pius' IX. schweren

Tagen u. s. w. — Verleger: W. Helmes, Münster i. W. Jährlich 1,80 M. portofrei.

Die katholische Welt, illustriertes Familienblatt mit den Beilagen „Der Hausfreund“ und „Für fleißige Hände“ (jährlich 12 reich illustrierte Hefte à 40 Bfg.) Das soeben ausgegebene Heft 4 enthält folgende Theile: Ein Tag in Alexandrien; Ausflug nach Kairo; von Alexandrien über Jassa nach Jerusalem, mit 11 Illustrationen. Gesamtzahl der Illustrationen im Heft: 41 und eine Kunstbeilage. Probehefte versendet die Verlagsabtheilung von A. Hiffarth in M.-Gladbach (Rheinl.).

Die heilige Familie, Monatschrift für die christliche Familie, insbesondere für die Mitglieder des allgemeinen frommen Vereins der christlichen Familien zu Ehren der heiligen Familie von Nazareth, herausgegeben unter Mitwirkung mehrerer Welt- und Ordenspriester von Clemens Schlect, Krankenhauskurat. Jährlich 12 Hefte, 16—24 Seiten stark, mit Illustrationen. Preis 1 M. Verlag von Dr. Franz Paul Datterer, Verlagsanstalt, Freising.

### Literarisches.

\* Ein neues Geschichtswerk, auf das wir hier vorläufig kurz aufmerksam machen möchten, ist jüngst vom Herder'schen Verlag (Freiburg) und zwar zunächst der 1. Band ausgegeben worden. Dasselbe nennt sich „Geschichte des deutschen Volkes seit dem 13. Jahrhundert bis zum Ausgang des Mittelalters“ und hat den Innsbrucker Professor der Kirchengeschichte Dr. Emil Michael S. J. zum Verfasser. Das Werk erscheint in 6—7 Bänden in Format und Ausstattung von Janssens Geschichte und wird die deutsche Geschichte bis dorthin fortsetzen, wo Janssen begonnen hat. Der erste Band, über welchen wir ein Referat aus herfener Feder bringen werden, behandelt „die sociale Frage in Deutschland während des 13. Jahrhunderts und ihre Lösung“; der zweite Band wird die religiös-sittlichen Zustände, Erziehung und Unterricht, Wissenschaft und Mystik; der dritte Band die deutsche Kunst des 13. Jahrhunderts behandeln und in den nächsten Bänden die Darstellung sich der politischen Geschichte zuwenden. (Preis des 1. Bandes 5 M.; in Orig.-Einband M. 6,80.) Wie uns die Verlagsfirma soeben mittheilt, war die Nachfrage nach dem Werke so stark, daß bereits wenige Wochen nach der Versendung des Bandes zu einem Neudruck geschritten werden mußte, welcher Mitte März als zweite, unveränderte Auflage in Lieferungen zu erscheinen beginnen wird.)

\* In Beilage Nr. 51 (1896) befand sich eine literarische Anzeige von „45 Betrachtungen über das Hohe Lied“ von Maria Anna Faubzer. In derselben hieß es u. A.: „Wenn die Verfasserin die S. 101 erwähnten Sitten belegen könnte, wären ihr die Ausleger des Hohen Liedes dankbar.“ Hiezu schreibt uns die Autorin der „Betrachtungen“: Diesen Dank will ich mir herzlich gerne verdienen und glaube ich den genügenden Beleg zu liefern, indem ich auf folgendes Werk hinweise: „Die hl. Schrift des alten und neuen Testaments nach der Vulgata mit steter Vergleichung des Grundtextes, übersetzt und erläutert von Dr. Valentin Koch und Dr. Wilhelm Reischl. Neue illustrierte Ausgabe, II. Band. Regensburg, 1885. Verlag von Manz. Seite 543. Anmerkung f.“ dort heißt es wörtlich: „Die ältere Lesart der Vulgata stimmt noch näher mit dem hebr. Texte: ‚Der Geliebte langte durch das Thürgitter an den Miegel herein, entweder um den Versuch zu machen, ihn loszuknipfen (1 zu Matth. 16, 19) oder (nach B. 5) um denselben, wie es uralt ist, noch im Morgenlande übliches Zeichen und Pfand treuer Liebe ist, mit Aroma zu salben.“ Das also ist mein Beleg.“ Weiter schreibt uns die Verfasserin, daß sie sich eingehend orientirt habe, wie sich die hl. Väter über das Hohe Lied aussprechen, daher werde den Exegeten auch „das ofte Schütteln des hermeneutischen Hauptes erspart bleiben“; denn, wenn sie sich die Mühe nehmen wollen, nachzuschlagen, so werden sie da und dort wieder finden, was sie, die Verfasserin, in allerdings gekürzter einfacherer Form wieder gegeben habe. Was sie auf diesem Grunde weitergebaut, mache keinerlei Ansprüche auf Exegese, sondern bewege sich im Reiche der Vergleiche.

Verantw. Redacteur: Ad. Haas in Augsburg. — Druck u. Verlag des Lit. Instituts von Haas & Grabherr in Augsburg.